

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 3

Artikel: Der Fünfliber
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allerseelen

Hermann Allmers

Wie die falben Blätter fallen,
Heut ist Allerseelentag,
Wo man zu den Gräbern wallen,
Beten dort und weinen mag.

Und gedenken jener Tage,
Da sie lebten, die da nun
Ohne Leid und Lust und Plage
Tief im stillen Grabe ruhn.

Doch wer keinen zu beklagen,
Wer kein Grab zu schmücken hat,
Dennoch mag er Leid wohl tragen,
Wenn auch ihm der Spätherbst naht.

Doch er sorge, wird erscheinen
Ihm der Allerseelentag,
Daß man klagen, daß man weinen
Auch an seinem Grabe mag.

Der Fünfliber

Es ist eigentlich eine verjährte Geschichte. Aber Sie wissen: zuweilen blickt man mit wachen Augen träumend in sich hinein und sieht, was einst gewesen ist. Glasklar wie in einem Alpensee liegen unsere längst versunkenen Erinnerungen auf dem Grunde, werden wach, steigen empor und beginnen wieder für eine kurze Dauer zu leben. Dann auf einmal, husch, husch, ist der Zauber vorbei, und wir kehren zurück in den Alltag und zur Gegenwart. Wir wischen uns mit der Hand über die Augen und lächeln. Es war wie ein Gruß aus einer andern Welt. Nicht wahr, Sie kennen das auch?

Ich war damals Lehrling beim Buchhändler Gschwind. Eines Tages fiel mir der Peter Camenzind von Hesse in die Hände. Ich las das Buch in einer Nacht und war ungeheuer begeistert. Und damals gelobte ich mir, auch ein Dichter zu werden. Da ich zudem noch unglücklich verliebt war (meine Angebetete hatte sich an Weihnachten mit einem Offizier verlobt), so brauchte es weiter nichts mehr, als daß Frühling wurde, damit aus mir die Gedichte hervortrieben wie die Knospen an den Bäumen.

Ich sandte einige an den Tagesanzeiger. Eines wurde behalten und gedruckt. Als Honorar erhielt ich einen Fünfliber. Dieser Fünfliber machte einen andern Menschen aus mir. Er war ein Talisman. Er bedeutete, daß ich mich einen Liebling der Götter nennen durfte und daß am deutschen Dichterhimmel ein neuer Stern aufgegangen war.

In meinem Überschwang ging ich am Abend jenes Tages, als die Plackerei im Geschäft für einmal wieder ein Ende hatte, an den See hin-

aus. Gewöhnlich war ich, wenn endlich Feierabend wurde, so müde und trostlos, daß ich mein Herz wie einen Stein in der Brust spürte. Sie werden es leicht begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß der Laden Gschwinds in einen Häuserblock der Altstadt eingeklemmt war. Ich war den ganzen Tag über in ein zellenähnliches Kämmerchen eingesperrt, dessen staubiges, beinahe blindes Fenster auf eine enge Gasse hinausblickte, eine Gasse, die niemals auch nur den geringsten Sonnenstrahl zu mir hereinließ und meinen Augen nichts zu bieten hatte, als eine graue kahle Mauer. Mein Gott, und was hatte ich damals für sehnüchtige Augen! Die Mädchen, so schien es mir wenigstens, waren rein vernarrt in sie, auch wenn die Holden es vorzogen, mit flotteren Burschen zu gehen, als ich magerer Stift und Habenichts einer war. Selbst Lisa, die mich ihre Zuneigung in heißen, sozusagen tropischen Küssen fühlten ließ, machte es nicht anders. Dies eben war ja der Grund meines Herzeleids.

Aber jetzt, mit dem Dichterfünfliber im Sac, kamen andere Zeiten. Alle Müdigkeit und aller Kummer waren in die Luft geflogen, explodiert gewissermaßen, und neues Leben blühte aus den Ruinen. Der Fünfliber war ein erstes Zeichen kommenden Ruhms und Reichtums. Alle Zeitschriften diesseits und jenseits des Rheins würden — und ich war davon überzeugt, daß es nicht mehr lange dauern konnte —, mein Bild bringen. Die schönsten und seelenvollsten Frauen hüben und drüben würden in mich verliebt sein, würden mir innige Briefe schreiben und rote Rosen schicken. Heiliger Sebastian, es war ja kaum zum Aushalten!

Die Bude bei Gschwind war nicht schön, das stimmte, und ein Buchhändlerstift oder -gehilfe zu sein, war bei weitem nicht das, was ich mir vorgestellt hatte. Über all dies war nicht meine wahre Bestimmung, sondern ein Übergang, und daß ich nicht bloß ein phantasieloses Mondkalb war, dafür gab es einen unwiderlegbaren Beweis. Denn auch Hesse war ein solcher Stift gewesen wie ich jetzt, und ein paar Jahre später, mit Sechs- oder Siebenundzwanzig, ein weltberühmter Mann, frei und unabhängig wie ein Vogel in der Luft. Deshalb sollte es bei mir anders werden?

Was den heutigen Abend anbetraf, so ging ich durch die Stadt an den See hinaus, um dort mein bisher schönstes Gedicht zu verfassen. So viel stand fest. Kunstliebenden Männern sollte der Atem in der Brust stocken, wenn sie es lasen, und edlen, zartbesaiteten Frauen sollten die Tränen aus den himmelblauen oder nachtdunklen Augen perlen vor Ergriffenheit.

Gewiß, ich wußte, es hatte auch Dichter geben, die zu ihren Lebzeiten verkannt wurden, Kleist und viele andere. Aber damals waren finstere Zeiten gewesen, und jetzt waren helle. Die Werke der Dichter vergilbten nicht in den Schreibtischschubladen; sie wurden gedruckt, gebunden und gekauft. Ging etwa bei Gschwind der Rosendoktor von Ludwig Finch nicht täglich weg wie frische Weggli beim Bäcker? Dabei kostete das Buch beträchtlich mehr als ein solches, und ich rechnete im stillen oft aus, was das poetische Kind seinem Vater einbringen möchte.

Es war nicht zu leugnen: mir persönlich ging es ja ziemlich schlecht, zurzeit wenigstens; aber auch ich trug Ideale im Busen und war so sehr in alles Schöne verliebt, daß ich oft melancholisch wurde. Ein reichsdeutscher Gehilfe, den ich einmal fragte, ob er sich das erklären könne, sagte: „Jo freili, des is der Welt schmerz, mei Lieber.“

Mittlerweile war ich bei einem Bootsvermieter am Quai angekommen. Ich überlegte, daß meine Inspiration auf dem See sicherlich noch machtvollier wäre als zwischen den Liebespärchen am Ufer. Deshalb mietete ich ein Ruderboot. Als Depot mußte ich meinen Fünfliber hinterlegen.

Der Abend war zart wie ein Rosenblatt. Am

Himmel leuchtete die Mondsichel. Sie sah nicht schweizerisch, sie sah morgenländisch aus. Die Glarnerberge hinter dem linken Seebogen glühten wie überheizte Eisenöfen. Dann erloschen sie. Es war, als ob ihnen plötzlich die Kohlenzufuhr abgeschnitten worden wäre. In den Häusern flammten die traulichen Lampen und in den Straßen die nützlichen Laternen auf.

„Wundervoll“, sagte ich und begann zu singen. Ich barst beinahe vor Sehnsucht, Liebesverlangen und Einsamkeit. Das Gefühl in mir lochte gleichsam schäumend über wie Milch, die man zu lange auf dem Feuer stehen läßt. Es war so mächtig, daß ich keinen vernünftigen Gedanken zu fassen vermochte und also nicht dichten konnte. Aber das würde später schon noch kommen. Daheim in meiner kleinen Kammer, wenn alle außer mir schliefen.

Inzwischen ruderte ich mich weiter in den See hinaus. Eine unbändige Lebensfreude durchströmte mich, brauste und donnerte durch mein Herz. Dabei war es denn unversehens dunkel geworden. Ich mußte zurück. Der See war jetzt schwarz wie Tinte. „Vorwärts, Don Alfonso!“ rief ich mir zu und legte mich mächtig in die Riemens. Plötzlich schob sich eines der beiden Ruder über den geölten Zapfen hinauf, entglitt durch den Widerstand des Wassers meiner Hand und fiel ins Wasser. Weg war's.

Ich war so verblüfft, daß ich erst nach einer Weile daran dachte, es aufzufischen. Sehen konnte ich nichts, nicht das geringste. Aber weit konnte das hinterlistige Luder-Ruder in dieser kurzen Zeit ja nicht gekommen sein. Doch wie sehr ich mich auch abmühte, ich fand es nicht. Es war, als ob der Teufel es geholt hätte. Ich suchte und suchte, fluchte und fluchte. Endlich gab ich es auf, war sehr gedeppt und stakte mit meinem einen Ruder mühsam auf das Ufer los.

Es war halb elf Uhr, als ich den Bootsstand erreichte. Ich erzählte dem Besitzer des Fahrzeuges von meinem Pech. Aber er hatte kein Mitleid mit mir, im Gegenteil. Er war wütend und sagte:

„Sie müssen sich ja schon saudumm aufgeführt haben. Ein Wunder, daß Sie nicht selbst ersoffen sind. Solchen Leuten sollte man überhaupt kein

Boot anvertrauen. Man kommt nur zu Schaden durch sie. Das verlorene Ruder müssen Sie mir natürlich bezahlen. Es kostet zehn Franken."

Mir fuhr es kalt über den Rücken. Zehn Franken! Ich hatte nichts als meinen Fünfliber. Das heißt: ich hatte ihn nicht mehr. Er lag in der Kasse des Bootvermieters.

Schließlich einigten wir uns. Ich verpfändete dem Manne meine Uhr. Ich hatte sie von Fräulein Appenzeller zur Konfirmation erhalten. Sie war aus Silber und ging prima.

Um nächsten Letzten bekam ich meine zwanzig Franken Lehrlingsgehalt. Dann wollte ich dem rauhbeinigen Schiffer den Fünfliber bringen und meine Uhr zurück verlangen. Das würde heute in acht Tagen sein. Es bedeutete, daß ich einen ganzen Monat lang kein Taschengeld hatte. Fünfzehn Franken mußte ich meiner Mutter abgeben. Es war wenig genug. Wir waren arme Leute und konnten das Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Und auch aus dem großartigen Gedicht würde nun nichts werden. Die Stimmung war mir verdorben. Die Welt hatte sich mir gegenüber einmal mehr dreckig benommen: Aus Wut

darüber schwor ich, sie einstweilen nicht mehr anzudichten.

Pünktlich am Letzten fand ich mich dann bei dem Bootsmann ein.

„Das Ruder ist wieder zum Vorschein gekommen“, sagte er. „Man hat es in Wollishofen gefunden. Und weil mein Name eingebrennt war, wußte man gleich, wem es gehört, und man hat uns telephoniert. Sie haben jetzt nur noch, über den bereits geleisteten Fünfliber hinaus einen Franken fünfundsechzig zu bezahlen. Hier ist die Rechnung für meine Auslagen.“

„Bitte, quittieren Sie“, sagte ich. „So, nun wäre die Sache also wieder in Ordnung. Gute Nacht.“

„Gute Nacht“, sagte der Schiffer. „Und passen Sie dann das nächstemal besser auf.“

Ich gab ihm keine Antwort. Blas mir doch, dachte ich.

Aber der Vorfall blieb mir eine Warnung. Ich wußte von nun an, daß Dichter vorsichtig sein müssen und keine großen Sprünge machen dürfen. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Emil Schibli

Der Goldbock

Märchen aus den Schwyzbergen von Jakob Heß

Der Kugelsepp galt zu seiner Zeit als der verwegteste aller Wildschüzen im Banne der Muotataler Bergwelt. Er war Bauer von Beruf und besaß im Grund ein kleines Heimwesen, mit etlichen Kühen, einer Frau und dazu drei unerzogenen Kindern, nicht zu reden von einem Paar Geißen, die zu jedem Hofhalt gehören, so gut als die Hühner, Hunde und Katzen, bisweilen auch Flöhe und ähnliches Kropfzeug, das man nicht auffüht im Steuerrodel.

Der Wilderer lachte nur, sprach man zu ihm von Jagdrecht und heiligen Feiertagen. „Mein Recht ist meine gute Büchse“, prahlte er dann, „und Feiertag hab' ich nach einem jeden gelungenen Virschgang. Mich stellt so leicht keiner“, fügte er bei, „die Kugeln laß' ich mir vorher weihen, und wehe dem Schuft, der mich anzeigen wollte.“

Es kam ihm auch niemand in die Quere. Jagdaufficht bestand damals noch nicht. Reisten die Herren von Schwyz oder Brunnen im Jahr einmal ins Muotagehege, dann fluchten sie höchstens, fanden sie das Wild stetsfort scheuer und abgesiemter. Sie dachten nicht daran, die guten Bräklein, für welche ihr Koch so viel Geld auslegte, entstammte ihrem eigenen Revier.

Ein einziges lebendes Wesen wurnte das Dahinschwinden der Gemsen und Rehe, den Waldgeist nämlich, ein steinaltes Männlein, das hoch am Waldbstock droben hauste und als Beschützer des Wildes galt. Verschiedentlich schon hatte er dem Freveler Fällen zu stellen versucht, Stegbreiter lockernd, Steine ablassend, Wildwechsel für Menschen ungangbar machend. Der Kugelsepp aber war überaus pfiffig, besaß unheimlich geschärzte Augen. So erblickte er jede Falle und